

Der Beobachter der Beobachter

Biographisch-autobiographische Notizen zum 75. Geburtstag von Hans-Jörg Stiehler

Nur wenigen Studierenden des Jahres 2004 ist er als Studiendekan der Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie aufgefallen, der immer ein Ohr für Sorgen und Nöte hatte: Prof. Dr. Hans-Jörg Stiehler, heute Emeritus am Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft. Das gefiel auch mir. Nach einer erfolgreichen Bewerbung auf eine SHK-Stelle trat ich in diesem Jahr den Gang in sein Büro in der Burgstraße 21 an. „Der neueste Trend: Es gibt keine Trends!“ klebte in Form einer Postkarte an seiner Tür. Die Vorlesung „Methoden der empirischen Kommunikations- und Medienwissenschaft“ (montags, 9–11 Uhr, Hörsaal 16) hatte ich besucht, mehr oder weniger regelmäßig, von SPSS hatte ich jedoch nur entfernt gehört. Es waren meistens Schauergeschichten. Mit „Sie schaffen das!“ verließ ich nach rund 20 Minuten mit einem SPSS-Sheet und einem kilometerlangen Codebuch zur Analyse von Sportsendungen das Büro und gab die Codierung wenige Tage später wohl vorfristig ab. Ich muss meine Sache nicht schlecht gemacht haben. Die kommenden Wochen hatte ich frei.

Heute, mehr als 20 Jahre später, haben sich die Rollen vertauscht. Ich halte die gleichnamige Vorlesung an der Technische Universität Dortmund (montags, 12–14 Uhr, Hörsaal 2.015), Hans-Jörg Stiehler, Professor für empirische Kommunikations- und Medienforschung, feiert seinen 75. Geburtstag. Grund genug, in biographisch-autobiographischen Notizen einen Blick zurückzuwerfen auf eine hochverdiente Persönlichkeit des Instituts, auf einen Kollegen, Mentor und Freund, den viele nur aus seinen Publikationen kennen. Die folgenden Zeilen sind daher als Versuch einer Rekonstruktion zu verstehen: weniger einer linearen Karriere als vielmehr eines kohärenten Forschungs- und Lebensprogramms, das sich aus zahlreichen, auf den ersten Blick sehr unterschiedlichen Bausteinen zusammensetzt – aus Empirie und Hochschulpolitik, aus Sportfernsehen und Attributionsforschung, aus Lehre, Kunst, Humor, Scheitern und der beharrlichen Suche nach Mustern hinter den Oberflächen.

Hans-Jörg Stiehler, geboren am 10. Mai 1951 in Pirna, aufgewachsen in Liebstadt und zur Schule gegangen in Leipzig-Gohlis, studierte Sozialpsychologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena, wo er 1975 sein Diplom erwarb (vgl. Meyen 2014). Bereits hier beginnt sich eine Perspektive zu entfalten, die sein gesamtes späteres Arbeiten strukturiert und auch das Institut bis heute prägt: medial vermittelte (Massen-)Kommunikation wird nicht isoliert gedacht, sondern in ihrer Verschränkung mit Persönlichkeit, Alltag und gesellschaftlicher Ordnung – und deren Brüchen. Seine wissenschaftliche Prägung erfolgte am Zentralinstitut für Jugendforschung (ZIJ) in Leipzig, mit dem er bereits als Schüler während eines Praktikums in Kontakt kam und an dem er von 1975 bis 1990 im Bereich Kultur- und Medienforschung tätig war. Im Anschluss folgte eine Projektstelle am Deutschen Jugendinstitut München (Außenstelle Leipzig), das nach der Abwicklung des ZIJ nur wenige ehemalige Mitarbeiter übernahm.

Wissenschaftliche Biografien entstehen nicht allein aus Leistung und Planung. In dieser Zeit konzipierte und begleitete Stiehler zahlreiche groß angelegte Studien zur Mediennutzung und zum Freizeitverhalten von Jugendlichen in der DDR – Forschung unter spezifischen politischen und institutionellen Rahmenbedingungen, die methodische Vielfalt, theoretische Offenheit und Präzision ebenso verlangte wie ein sensibles Gespür für Kontexte und Deutungsspielräume. Prägend

waren dabei nicht nur die Themen – etwa „Film und Zuschauer“ oder „Zum Verhältnis Jugendlicher zu den Sendungen des DDR-Jugendfernsehens“ –, sondern auch das inspirierende und fördernde Umfeld: Neben Institutsleiter Walter Friedrich zählen Lothar Bisky sowie die Kollegen Bernd Lindner und Dieter Wiedemann zu den wichtigen Bezugspunkten dieser Phase. Internationale Konferenzen wie 14. Konferenz der International Association for Media and Communication Research (IAMCR) in Prag öffneten Horizonte. Die beiden Promotionen – 1984 zum Zusammenhang von Kommunikation und Persönlichkeitsentwicklung sowie 1990 zur Medienkommunikation an der Pädagogischen Hochschule Leipzig – lassen sich als systematische Verdichtung dieser frühen Arbeiten lesen: als Versuch, empirische Befunde theoretisch zu rahmen und zugleich theoretische Konzepte empirisch anschlussfähig zu machen.

Eine Zäsur markiert dann das Jahr 1993: Hans-Jörg Stiehler wird an die Universität Leipzig berufen – und ist damit der einzige Ostdeutsche, der am neu gegründeten Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft eine Professur erhält (Meyen 2014). Diese Position verdankt sich nicht einer klassischen journalistischen Ausbildungstradition der Karl-Marx-Universität, sondern explizit seiner empirisch fundierten Forschungstätigkeit am Zentralinstitut für Jugendforschung. In gewisser Weise wird hier ein alternativer Traditionsstrang der Kommunikationsforschung institutionell sichtbar gemacht. Schon wenig später nach seiner Berufung wurde Hans-Jörg Stiehler Dekan der Fakultät Sozialwissenschaften und Philosophie – weniger als Ergebnis einer strategischen Karriereplanung, denn als Konsequenz transformatorischer Konsequenz institutioneller Notwendigkeiten und persönlicher Verlässlichkeit –, ein Amt, das er 2009 während des 600-jährigen Jubiläums der Universität erneut innehaben sollte. Hans-Jörg Stiehlers hochschulpolitische Verdienste an dieser Stelle zu schildern, ist schon aufgrund des Umfangs zum Scheitern verurteilt – soll aber zugleich ein weiterer wichtiger Baustein dieses Textes sein. Stiehler war in mehreren Wahlperioden Mitglied im Fakultätsrat der Fakultät, im Senat und in diversen Studien-, Prüfungs- und Strukturkommissionen der Fakultät und des Instituts sowie in unzähligen weiteren illustren Runden präsent und engagiert, die einige seiner professoralen Kollegen aus mehr oder weniger plausiblen Gründen mieden. Nicht nur als Geschäftsführender Direktor des Instituts (u. a. 2012 und 2013) war ihm dessen Gründungsauftrag vom 2. Dezember 1993 die - nie offen ausgesprochene - Leitschnur seines Handelns; diese war gewissermaßen die Präambel seines Forschungsprogramms. Das Institut war für ihn bis zu seinem Ausscheiden 2017 „eine Disziplinen-Familie, die forschendes Lehren und Lernen auf neue Beine stellt; die zugleich ungewohnte Zugänge zum schnellen Wandel in den nahe liegenden, immer unterschiedlicher gebauten Berufsfeldern möglich macht (ohne sich mit einer Fachschule oder reinen Berufs-Hochschule zu verwechseln); die einer ideologisch unfixierten Journalistik nun mitten unter ihren Korrespondenzfächern einen Zukunftsplatz ermöglicht; die eben als kommunikations- und medienwissenschaftliches Strukturren-Haus funktioniert, frei von wissenschaftlich verbrämten Ideologismen und ohne pseudowissenschaftliche Weltbild-Verpflichtungen – offen und disponiert für neue, weiter greifende Erkenntnis-Prozesse, und dies bewusst in Leipzig!“ (Reimers 2013, S. 96). An diesen Auftrag an das Institut sei an dieser Stelle in aller Bescheidenheit erinnert.

Ohne seine Grundierungsarbeit in den oft fensterlosen Maschinenräumen der Universität gäbe es auch die Studiengänge des Instituts in ihrer jetzigen Ausprägung nicht. Erinnert sei an die außerordentlich schwierige Ausgangslage für die Universität und des Instituts während der Umstellung auf die gestuften Studiengänge im Jahr 2006 sowie an das Wühlen, Sortieren und Entflechten von Veranstaltungen, Modulen und Deputaten in den Konsolidierungsjahren danach – oft gemeinsam mit den Kolleginnen und Kollegen vom heutigen Studienbüro –, den zu Beginn chaotischen und

für viele frustrierenden Einschreibeprozess und schließlich an die holprige Einführung von Alma-web, welche die gesamte Universität jahrelang in Trab hielt. Der „Modellbauer“ Stiehler leistete bei diesen wenig geliebten Tätigkeiten auch ohne Aussicht auf Steigerung des H-Index Schichtarbeit. Diese Art der Bewertung akademischer Tätigkeit war und ist ihm ohnehin suspekt.

Erinnert sei an dieser Stelle auch an die Entstehungszeit des „neuen“ (mal wieder!) Bachelor KMW in den Jahren 2010 bis 2012, der zu seiner Zeit in seiner Breite und im didaktischen Aufbau sicherlich ein großer Wurf war und in enger Zusammenarbeit mit dem Fachschaftsrat als Reform des ersten Bachelorstudiengangs entstand. Als Assistent genoss ich das Privileg, nicht nur Empfänger von Arbeitsaufträgen zu sein; auch ohne Titel durfte ich gleichberechtigt mit die Module mischen, austarieren, Akzente setzen, gestalten. Eine ebenso lehrreiche wie fordernde Zeit.

Noch vor seinem Start kündigten sich massive Kürzungen von Stellen und Tutorien am Horizont an, die zwar nicht das Ende des BA KMW bedeuteten, gleichwohl wurde später dem Modell der didaktisch-inhaltliche Kern entzogen: Mit damals nur 25 Planstellen mussten in den kommenden Jahren rund 1500 Studierende sprichwörtlich versorgt werden, an eine Betreuung war nach mehreren Immatrikulationen, welche die Planzahl um das Doppelte überschritten, kaum zu denken.

Sein größter – unser beider – größter Wurf war dann 2015 der gemeinsam mit der Ohio University ins Leben gerufene, vom DAAD schließlich großzügig geförderte Double-Degree-Masterstudiengang Global Mass Communication / Journalism. Vorbereitet wurde dieser auch auf Studienexkursionen 2012 und 2014, die uns mit Studierenden nicht nur nach Athens (Ohio), sondern im „Unterricht vor Ort“ zu Redaktionen und Forschungsinstitutionen nach Washington, D.C., Chicago, San Francisco und Los Angeles führten. Es war großartig. Das mit Elan und Energie gestartete, deutschlandweit erste und einzige Doppelabschlussprogramm zwischen einer US-amerikanischen und einer deutschen Universität ist heute Geschichte. Sieg und Niederlage liegen manchmal dicht beieinander. Auch wenn die Bitterkeit verflogen ist, bräuchte es solch einen Studiengang für Dialog und Verständigung heute mehr denn je – erst recht mit Blick auf das Weltgeschehen und die Herausforderungen im Medienbereich.

Gremienarbeit – das lästige Stiefkind eines jeden Hochschullehrers – war für Hans-Jörg Stiehler wohl in gewisser Weise Pflicht und Kür zugleich. Im Gegensatz zu einigen Kollegen verstand er die tägliche Arbeit an der Universität nie als Job, sondern als Berufung, das Institut weiterzuentwickeln, das Fach nach vorn zu bringen. Es war in der Außen- wie Innenperspektive ein permanentes Ringen. Gegen bürokratische Instanzen des Systems Hochschule, oft auch gegen Beharrungskräfte und persönliche Befindlichkeiten innerhalb des Instituts. Er hat das meines Wissens nie persönlich genommen. Und dennoch: Hans-Jörg Stiehler ist kein Macher der ersten Reihe. Er scheut das Rampenlicht und Konflikte gleichermaßen. Wenn die Kraft des Arguments nicht ausreichte, wurde es oft einsam in der zweiten Etage. Zerstreung bot das Stadtbüro („Lucca Bar“) um die Ecke, das regelmäßig Ort konspirativer Vorgespräche und kühner Pläne war. Der eigentliche Antrieb hinter seinem Engagement war die scharfsinnige Beobachtung der Realität und die konsequente Ableitung notwendiger Schritte. Modellbauen.

Stiehlers Engagement für den Medienstandort Leipzig auch außerhalb des Instituts aufzulisten, würde den Rahmen dieser Würdigung sprengen. Einige wenige Ankerpunkte zu nennen, erscheint dennoch wichtig. Viele Jahre war er als stellvertretender Direktor des Instituts für praktische Journalismusforschung (IPK) oder im Ohio-Leipzig European Center (OLEC) aktiv. Er ist Ehrenvorsitzender von Medienstadt Leipzig e. V., dessen Gründungsmitglied er auch war und mit Projekten

im Bereich Internet und Digitalisierung Akzente setzte. Auch hier folgte er über die Jahre seinem inneren Forschungsprogramm, etwa mit der regelmäßig in der Moritzbastei stattfindenden Dialogveranstaltung „Medienstadt kontrovers“, welche die Brücke schlug zwischen Institution, Publikum und Wissenschaft.

Versucht man, das wissenschaftliche Arbeiten von Hans-Jörg Stiehler für Außenstehende zu charakterisieren, dann hilft keine einfache Liste von Themenfeldern oder Publikationen weiter, um dessen Wesen zu erfassen. Als ihm besonders wichtiges Buch nennt er selbst das Bändchen „Leben ohne Westfernsehen“ (Studien zur Medienwirkung und Mediennutzung in der Region Dresden in den 80er Jahren. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2001), dessen Größe und Gehalt sich erst in der Lektüre entfaltet: „Verschiedene methodische Zugänge und dann das Glück im Archiv. Ich glaube, wir sind die ersten, die versucht haben, Stasi-Akten sozialwissenschaftlich zu deuten. Die Beobachtung der Beobachter“ (Meyen 2014). Was sich über alle Themen und Publikationen hinweg zeigt, ist eher ein mehrschichtiges Modell, das sich von der Rezeption über Inhalte und Strukturen bis hin zu Deutungsprozessen spannt – und dabei immer wieder ins Soziale, ins Biografische, manchmal sogar ins Private ausgreift.

Am Anfang steht hier die Rezipienten- und Jugendforschung. Stiehlers frühe Arbeiten am ZIJ waren keine randständigen Vorstudien, sondern legen sowohl theoretisch als auch methodisch das Fundament für viele weitere Forschung: das Interesse an Mediennutzung als sozialem und biografischem Prozess. Es geht hier nicht nur darum, was Menschen aus welchen Gründen nutzen, sondern wie sich Medien in Lebenswelten einschreiben. Dass Stiehler bereits als Schüler Kontakt zu dieser Forschung hatte und später über Jahre hinweg groß angelegte Studien zur Mediennutzung und zum Freizeitverhalten von Jugendlichen in der DDR konzipierte, ist mehr als eine biografische Fußnote – es ist der Ausgangspunkt eines Denkens, Medien und Kommunikation konsequent vom Publikum her zu begreifen (Friedrich, W.; Förster, P. & Starke, K. (Hrsg.) (1999): Das Zentralinstitut für Jugendforschung Leipzig 1966–1990. Edition Ost. ist hier ein fantastischer Fundus).

Darauf aufbauend verschiebt sich in den 2000er Jahren die Perspektive in Richtung Inhalts- und Programmforschung. Die Arbeiten zur Programmgeschichte des DDR-Fernsehens (Steinmetz & Viehoff 2008) – insbesondere im Rahmen des großen gleichnamigen DFG-Projekts, an dem die Universitäten Leipzig, Halle, Humboldt-Berlin und die HFF Potsdam beteiligt waren – lassen sich als systematische Erweiterung dieses Ansatzes lesen: Wenn man verstehen will, wie Medien wirken, muss man ihre Strukturen, ihre Formate, ihre wiederkehrenden Muster rekonstruieren. Die enorme Materialbasis – Archive, Sendungen, Zeitzeugen – verweist auf einen Zugriff, der Empirie nicht als punktuelle Messung versteht, schon gar nicht als Erbsenzählerei, sondern als das Bemühen um eine langfristige Rekonstruktion kultureller Systeme und ihrer Transformationen. Hier wird Fernsehen lesbar als historisch gewachsenes Gefüge aus Formen, Routinen und Erwartungen (vgl. Früh & Stiehler 2002.).

Im Bereich Sport und Medien erfährt dieses Denken eine mediale Fokussierung und publikumsorientierte Zuspitzung. Spätestens mit dem Teilprojekt zum Sportfernsehen im genannten DFG-Projekt wird deutlich, dass es Stiehler nicht um „Sport“ im engeren Sinne geht, sondern um den Mediensport als eigenständigen Kommunikationskomplex. Sport wird hier zum idealen Untersuchungsfeld, weil sich an ihm Produktionslogiken, Publikumsinteressen und gesellschaftliche Deutungen besonders klar zeigen lassen. Die spätere, durch Stiehler maßgeblich vorangetriebene institutionelle Verankerung – etwa in der Fachgruppe „Mediensport und Sportkommunikation“ innerhalb der Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft oder im

Journal für Sportkommunikation und Mediensport – zeigt, dass hier nicht nur geforscht, sondern ein Feld mit aufgebaut wurde (vgl. Meyen 2014).

Innerhalb dieses Feldes markiert die Attributionsforschung einen weiteren analytischen Ankerpunkt: Die Frage, wie Medien generell Erfolg und vor allem Misserfolg erklären, führt direkt in den Kern medialer Sinnproduktion. Dass Niederlagen systematisch eher internal attribuiert werden – also Teams oder Personen zugeschrieben werden statt äußeren Umständen –, ist zunächst ein empirischer Befund. Aber zugleich öffnet sich hier ein tieferes Interesse: Medien als Instanzen der Schuldzuschreibung, der Verantwortungsordnung, des „Blame Game“ (Stiehler & Marr 2002). In dieser Perspektive wird Sportberichterstattung zu einem Labor gesellschaftlicher Deutungsmuster, welche Stiehler u. a. auch in Bezug auf Wahlen sowie Wahlniederlagen (Stiehler & Marr 1996) und mediale Vereinigungsbilanzen (Früh, Stiehler, Früh & Böttcher 2011) ausbaute. Neben den unmittelbaren Kollegen Werner Früh, Arnulf Kutsch und Rüdiger Steinmetz gehören Lothar Mikos, Mirko Marr, Jasper Friedrich, Thomas Horky und Markus Schubert zum engeren Kreis derer, mit denen er empirisch-praktisch (Früh, Bigl, Heinisch, Schubert, Friedrich 2011) forschte.

Mit dem nächsten Baustein verschiebt sich die Perspektive: weg von Institutionen, Stationen und Themen hin zu Interaktionsmustern, zu Mikrosituationen des Lehrens und Lernens an der Universität – und damit zum zweiten Stiefkind vieler Hochschullehrender.

In der Hochschullehre war (und ist) er Minimalist. Ein A4-Blatt mit dem Ablaufplan, zwei bis drei Literaturangaben. Mehr nicht. Moodle gab es nicht und braucht(e) es nicht. Fragt man ehemalige Studierende, an welche konkreten Lehrsituationen sie sich erinnern, wird eine spezifische Form von Augenhöhe genannt. Viele beschreiben unabhängig voneinander, dass es in den Seminaren „keine Angst“ gab, Fragen zu stellen – auch einfache, aus ihrer Sicht vielleicht naive Fragen. Das ist, empirisch gesprochen, kein triviales Merkmal, sondern verweist auf eine situative Reduktion von Hierarchie bei gleichzeitig ungebrochener fachlicher Autorität, die Stiehler ausstrahlt. Anders ausgedrückt: Die Statusdifferenz war zwar strukturell vorhanden, aber kommunikativ entdramatisiert – Hans-Jörg Stiehler war und ist ein Mensch der leisen Töne.

Mit dieser Beobachtung Ehemaliger korrespondiert ein zweites Element: seine Fähigkeit, Empirie – ein notorisch ausgesprochen trockenes Feld – anschaulich, teilweise sogar witzig zu vermitteln. Allerdings nicht im Sinne didaktischer Inszenierung oder performativer Überhöhung, wie sie an Universitäten nicht selten anzutreffen ist. Seine Witzigkeit war nur Nebenprodukt eines feinen, oft „zweiten“ Humors. Ein Ehemaliger beschreibt das als „brachialen Humor der zweiten Ebene“ – eine paradoxe Formulierung, die aber gut trifft, was hier passiert: Der Humor ist nie aufdringlich, aber wirksam; nie Selbstzweck, sondern eingebettet in die Sache.

Überhaupt scheint sich ein Muster zu zeigen, das man als Kombination aus stoischer Ruhe und „subkutaner Irritation“ beschreiben könnte. „Schalk im Nacken“, „rätselhafte Schnurrigkeit“, „in sich ruhende Respektperson“ – das sind alles Beschreibungen, die zunächst schwer operationalisierbar wirken, aber in ihrer Häufung auf eine konsistente Wahrnehmung hinweisen: eine Persönlichkeit, die gleichzeitig zugänglich und uneindeutig bleibt. Diese Uneindeutigkeit ist produktiv, weil sie Studierende nicht mit fertigen Deutungen oder gar Anweisungen versorgt, sondern Denkbewegungen anstößt, zu Widerspruch auffordert.

Diese Uneindeutigkeit will entdeckt werden. Ein besonders interessantes Detail sind hier die Sprechstunden gewesen. Sie werden nicht als Orte ausführlicher Anleitung erinnert, fanden oft

im Stadtbüro „Luca Bar“ statt und waren dort eher minimalistische Rückkopplungsschleifen. Ein lapidares „gut“ oder „Machen Sie weiter.“ konnte ausreichen, um zu signalisieren: „Sie sind auf dem richtigen Weg.“ Aus didaktischer Perspektive ließe sich das als hochgradig verdichtetes Feedback beschreiben – informationsarm auf der Oberfläche, aber kontextuell hoch aufgeladen. Beides setzt voraus, dass Studierende lernen, Unsicherheit auszuhalten und eigene Urteile zu bilden, statt sich an elaborierten Rückmeldungen entlangzuhangeln. Einige dürften daran gescheitert sein.

Daran schließt ein weiterer Baustein an: die nachhaltige Prägekraft. Auch dort, wo ehemalige Studierende „nicht konkret benennen“ können, was genau sie eigentlich gelernt haben, formulieren sie doch mit bemerkenswerter Sicherheit, dass ihr Verständnis von Kommunikation bis heute davon beeinflusst ist. Das widerspricht zwar manchen Bemühungen des Bologna-Systems, Lernziele und Fortschritte möglichst vollständig abzubilden. Zugleich verweist es aber auf eine Form von Lehre, die weniger auf deklaratives Wissen zielt als auf epistemische Haltungen – also darauf, wie man über Kommunikation nachdenkt und nicht nur darauf, was man darüber zu wissen glaubt.

Schließlich tritt bei Hans-Jörg Stiehler ein Aspekt hervor, der im akademischen Kontext oft unterschätzt wird: die Anerkennung und Integration von Lebensweltlichkeit. Hans-Jörg ist ein Mensch, „der weiß, dass es ein Leben außerhalb der Universität gibt“ – und der genau diese Qualität „in die Universität hineinträgt“. Das ist keine triviale Freundlichkeit, sondern verändert implizit die Normen wissenschaftlicher Arbeit: Sie wird anschlussfähig an biografische Realitäten, ohne an analytischer Schärfe zu verlieren.

Wenn diese Beobachtungen gebündelt werden, zeigt sich: Lehre wurde als reduzierte, aber hoch wirksame Intervention gelebt. Wenig Worte, klare, aber oft nicht einfach zu dekodierende Signale, Raum für Eigenständigkeit, kombiniert mit einer Atmosphäre, die Fragen ermöglicht und Denken provoziert, Widerspruch anregt und goutiert:

„Mit seiner Art gewann er die Herzen vieler Studierender, weil er über die Uni hinaus die Menschen und ihre Geschichten ernst nahm. Diesen Blick auf gesellschaftliche Wirklichkeit brachte er auch in seine Arbeit als Professor ein, in einer Lebensphase präsent zu sein, in der junge Menschen nicht selten kurz vor dem Scheitern von jemandem abgeholt werden müssen.“

Und vielleicht ist es kein Zufall, dass sich genau an diesem Punkt eine gewisse Ironie einschleicht, die dann fast schon ins Mythologische übergeht. Die Vorstellung, dass Scheitern analytisch produktiver ist als Erfolg, ist seit Karl Popper Allgemeingut. Dass Niederlagen, egal ob in Wahlen, in Studien, im Studium oder in Berufungsverhandlungen, aber die „besseren Daten“ liefern, bekommt hier eine halb spielerische, halb ernst gemeinte Wendung. Plötzlich wird aus einem Forschungsinteresse ein gemeinsamer Denkstil: ein Blick auf die Welt, der Brüche, Irritationen und eben auch das Scheitern nicht vermeidet, sondern gezielt sucht. Dass sich daraus so etwas wie eine lose, vielleicht bewusst unscharf organisierte „Stiehler-Schule“ ergibt, passt erstaunlich gut: Zugehörigkeit weniger als formale Mitgliedschaft und Qualifikation, denn als geteilte Haltung.

Nahtlos setzt sich diese Haltung über den engeren wissenschaftlichen Kontext hinaus fort. In informellen Räumen – etwa in Hans-Jörg Stiehlers kleinem Atelier in der Steinstraße während der Pandemie – zeigt sich, dass Zusammenhalt, Diskurs und auch Dissens Teil dieses ins Private

erweiterten Arbeitszusammenhangs sind. Die „Stiehler-Schule“ existiert hier nicht als Institution, sondern als soziale Praxis.

Auch in Stiehlers künstlerischer Arbeit – insbesondere in der sogenannten „Trümmerart“ – tauchen zentrale Motive seines wissenschaftlichen Denkens wieder auf: Fragmentierung, Re-Arrangement, das Nebeneinander von Zufall und Kalkül. Kaputte Scheiben, instabile Lagen, das Sichtbarmachen von Brüchen. Auch die neueren Serien wie „Dark Matter“ oder seine landschaftlich inspirierten Motive in jüngster Zeit lassen sich lesen als ästhetische Entsprechung eines Interesses, Muster sichtbar zu machen und sich nie mit glatten Oberflächen zufriedenzugeben: Wahrnehmung als Konstruktion, als Ergebnis von Erinnerung, Emotion und Kontext.

Schlussendlich entsteht vielleicht genau aus diesen scheinbar widersprüchlichen Elementen das „Modell Stiehler“: aus empirischer Präzision und biografischer Offenheit, aus strukturellem Denken und menschlicher Zugewandtheit, aus Distanz und Wärme, aus stoischer Ruhe und subkutaner Irritation. Aus der Fähigkeit, Muster sichtbar zu machen, ohne Menschen darin verschwinden zu lassen. Oder einfacher gesagt: aus dem beharrlichen Versuch, hinter den Oberflächen gesellschaftlicher Kommunikation jene Strukturen freizulegen, die Wahrnehmung, Erinnerung und Wirklichkeit überhaupt erst organisieren.

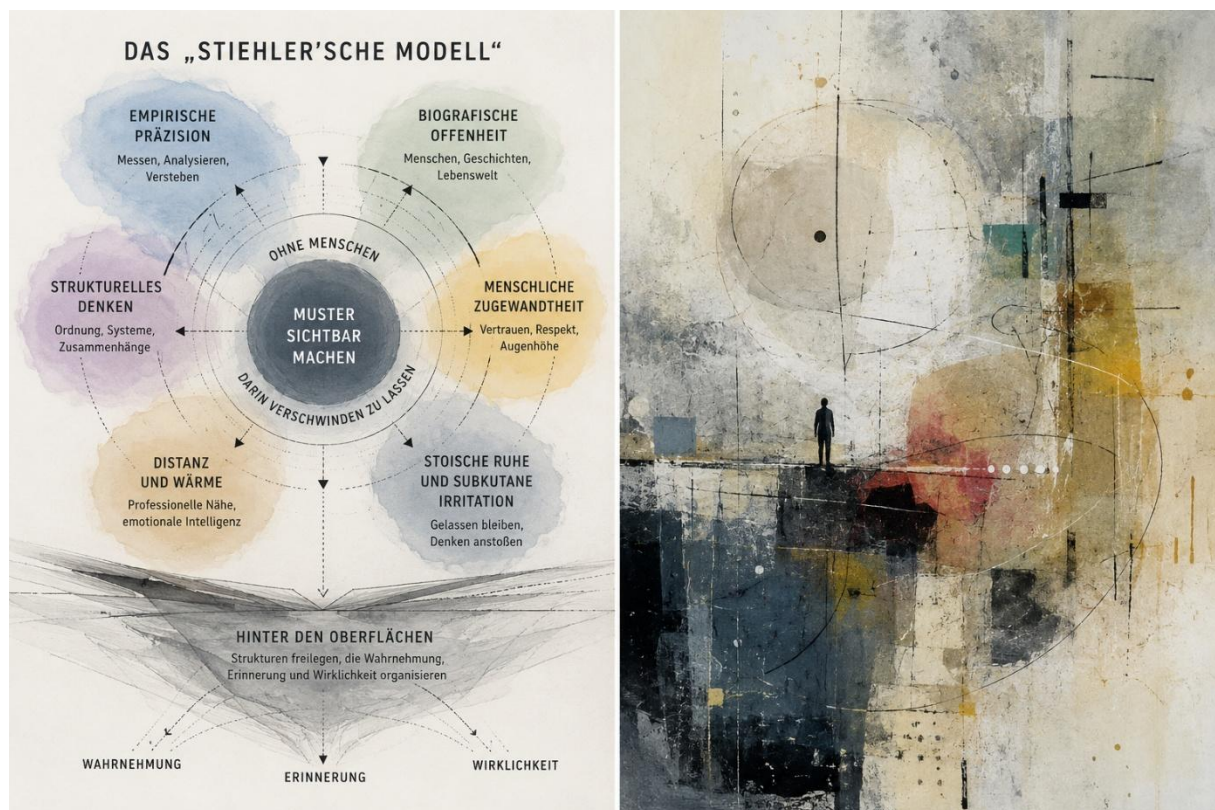


Abbildung 1: Das „Stiehler'sche Modell“ (Eigene Darstellung/OpenAI)

Was bleibt, ist der Dank des gesamten Instituts sowie wunderbare Erinnerungen an Höhen und Tiefen in der Abteilung Empirie, vor allem aber die Einladung, einen exzellenten Hochschullehrer und außergewöhnlichen Menschen kennenzulernen. Die hier und da stattfindenden Ausstellungen von Hans-Jörg Stiehler bieten hierfür vielleicht einen Anlass.

Früh, W. & Stiehler, H.J. (2002). Fernsehen in Ostdeutschland. Eine Untersuchung zum Zusammenhang zwischen Programmangebot und Rezeption. Vistas.

Früh, W.; Bigl, B.; Heinisch, S.; Schubert, M.; Friedrich, J. (2011). Empirisch-praktisch forschen. Anwendungsfelder der Kommunikations- und Medienwissenschaft. Martin Meidenbauer.

Früh, W.; Stiehler, H.-J.; Früh, H. & Böttcher, C. (2011). Mediale Vereinigungsbilanzen: Ost- und Westdeutschland im Fernsehen: Event- und Alltagsberichterstattung. Vistas.

Meyen, M. (2014): Hans-Jörg Stiehler. In: Michael Meyen/Thomas Wiedemann (Hrsg.): *Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Herbert von Halem. <https://blexkom.halemverlag.de/hans-joerg-stiehler/> (6.5.2026).

Reimers, K.-F. (2013). Turmbau zu Leipzig. In Großbothener Vorträge zur Kommunikationswissenschaft, Bd. XII. edition lumiere.

Schorb, B. & Stiehler, H.-J. (1999) (Hrsg.). Idealisten oder Realisten? Die deutschen Kinder- und JugendfernsehmacherInnen und ihre Subjektiven Medientheorien. KoPäd.

Steinmetz, R. & Viehoff, R. (2008): Deutsches Fernsehen Ost. Eine Programmgeschichte des DDR-Fernsehens. Verlag für Berlin-Brandenburg.

Stiehler, H. J., & Marr, M. (2002). Attribution of Failure: A German Soccer Story. *Culture, Sport, Society*, 5(3), 140–165. <https://doi.org/10.1080/911094216>

Stiehler, H.J., Marr, M. (1996). "Totgesagte leben länger". In: Holtz-Bacha, C., Kaid, L.L. (eds) *Wahlen und Wahlkampf in den Medien*. VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-87282-1_5